

## Die Universität: soziologisch, literarisch

*Christa Karpenstein-Eßbach\**

Es gibt eine bemerkenswerte Gemeinsamkeit von Literatur und Soziologie: Beide können alles zu ihrem Gegenstand machen, von Globalisierung bis Familie, von Essensgewohnheiten bis Arbeitsbedingungen, von Krankheiten bis zum Sozialverhalten in Fahrstühlen oder der Interaktion zwischen Menschen, Tieren und Maschinen. Bei Chemikern, Mikrosystemtechnikern und, was zu vermuten steht, selbst Philosophen, sieht das anders aus. So sehr wir beide, Soziologie und Literatur, wohl zu unterscheiden wissen, liegt in ihrer grenzenlosen Gegenstandsvielfalt, die von ihren Untersuchungen, Erklärungen und Deutungen heimgesucht wird, auch ihre Konkurrenz beschlossen. Hier soll es nicht darum gehen, wie sich das Verhältnis zwischen beiden prinzipiell oder abstrakt darstellen ließe, sondern um einen bestimmten Gegenstandsbereich, den sie zu ihrer Sache gemacht haben. Aufgesucht werden soll der Ort, an dem es um Forschung und Lehre geht: die Universität, und dies in einem zweifachen Blick, nämlich zum einen in soziologischen Forschungen zur Universität und zum anderen in Universitätsromanen. Während in letzteren konkrete Personen auftreten, ist in den Schriften der Hochschul- und Bildungssoziologie die Rede von Evaluation, Flexibilität, Hochschulsteuerung, Kompetenzmanagement und so weiter. Das Vokabular ist frei von Begriffen, die Subjektpositionen oder Akteure bezeichnen könnten, sondern referiert auf systemische Prozesse. Dabei sind die Themen dieser Forschung nicht aus einer anderen Welt als die Dinge, die in Universitätsromanen eine Rolle spielen. Im Folgenden sollen drei Aspekte

---

\* Vortrag auf der online-Tagung zur Literatursoziologie »Die drei Kulturen reloaded« am 5. und 6. Mai 2022.

jeweils soziologisch und literarisch behandelt werden: zunächst das Problem der Studienplätze und Hermann Kinders Roman »Vom Schweinemut der Zeit« (1980), zweitens die Frage Institution oder Organisation und Annette Pehnts »Hier kommt Michelle« (2012) und schließlich Humboldtreferenzen und Mithu Sanyals Roman »Identitti« (2021).

## Studienplatzentwicklung

Die Frage, welche Studienplätze für wen in welcher Menge und für was unter welchen gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Gesichtspunkten und Zielen zur Verfügung stehen sollen, hat die Debatten um die Universitäten spätestens seit Mitte der 1960er Jahren umgetrieben. Es geht um die Verschränkung von wirtschaftlichem Wachstum mit der sozial-liberalen Öffnung der Universitäten. 1966 unterbreitet der Wissenschaftsrat den Vorschlag, ein Zwei-Zyklus-System mit einem ersten berufsorientierten und einem zweiten forschungsorientierten Studium an den Universitäten einzuführen. Dass in der quantitativen Öffnung der Universitäten für breite Bevölkerungsschichten schon etwas Demokratisches zu sehen wäre, ist umstritten, denn das zweistufige Studium droht einen Gegensatz von Elite und Masse zu installieren. Die Idee, dass, wie gesagt wurde, das »Lernen [...] nicht ausschließlich in Hochschulen vor sich gehen [muss]«, kommt weder bei Studenten noch bei Professoren gut an, so dass die Dichotomie von Masse und Elite in der Massenuniversität verschwinden kann (Edding 1967: 92).

Spätestens mit den 1990er Jahren ändert sich das Vokabular, die Stichworte lauten nun Europäisierung und Internationalisierung. Sie führen zu neuen Schwerpunkten der Hochschulforschung, vor allem erlauben sie eine neue Weise, Studienpläne zu bewirtschaften und Studienabschlüsse zu vereinheitlichen. Wer vereinheitlichen und dafür Verschiedenes vergleichbar machen will, benötigt dafür ein Maß, mit dem man Qualität quantifizieren kann. Dafür sorgt die Einführung des Punktesystems ECTS, eine, so Stefan Kühl, »Art Kunstwährung zur Bestimmung des Arbeitsaufwandes von Studierenden« (2012: 22). Die Studenten werden damit zu Trägern und Akkumulatoren von Punkten, und die Universitäten organisieren deren Erwerb dadurch, dass sie die Studiengänge mit vergleichbaren Werteinheiten versehen, dass die Sammelpunkte schließlich gegen ein Zeugnis getauscht werden können. Während eine ältere bildungsökonomisch orientierte

Soziologie an Bezügen zwischen Universität, Gesellschaft, Wirtschaft und Politik interessiert ist, wird mit der Kunstwährung der ökonomische Faktor zu einer universitätsinternen Angelegenheit.

Die Art und Weise, wie mit welchen Maßstäben und Kriterien bewertet wird, ist für Universitäten nicht folgenlos. Wie Pierre Bourdieu in seiner Untersuchung »Homo academicus« zur Klassifikationspraxis im universitären Feld gezeigt hat, hat diese Praxis selbst eine eigene soziologische Qualität. Für das, so Bourdieu, »alte Universitätssystem« galt, dass es bei allen Kämpfen im Feld der Stellungen und Stellungnahmen eine gewisse Stabilität in den Kriterien der Qualifikationen, Werturteile, Rekrutierungsbedingungen, Anerkennungen, Erwartungen, Ansprüche und Hierarchien garantierte – also eine Kalkulierbarkeit der qualitativen Beschaffenheit des Bildungskapitals und der mit ihm verbundenen denkbaren universitären und beruflichen Zukünfte zum Ausdruck brachte. Mit der »Expansion der Bildungspopulation« sind diese Gleichgewichte zusammengebrochen, es kommt zu einer »Entwertung der Bildungstitel« und einer Deklassierung. Die universitären »Reproduktionszyklen« stimmen nicht mehr, Anspruchsniveau und objektive Chancen treten auseinander, so dass in der Folge auch die Bewertungsmaßstäbe und qualitativen Kriterien für universitäre Leistungen und Karrieren fraglich werden. (Bourdieu 1992: 259 f.) Im Lichte einer kritischen Universitätssoziologie heißt das: Mit der strukturellen Verkümmern qualitativer Werturteile setzen sich quantitative Rechnungseinheiten zur universitären Steuerung durch.

### Hermann Kinder: Vom Schweinemat der Zeit

Hermann Kinders Roman aus dem Jahre 1980 ist in eben der Zeit angesiedelt, in der manche Fächer personell vergrößert und andere verkleinert werden. Hier berichtet der Ich-Erzähler, der Kunsthistoriker Gottlieb Müller, Jahrgang 1945, wissenschaftlicher Assistent an der Universität Konstanz, dessen Habilitationsschrift klären soll, »ob sich der Prozeß der Säkularisation bis zu unserer melancholischen Perspektivlosigkeit in Kirchendarstellungen wiederfindet« (Kinder 1980: 19), von zwei Tagen seines Lebens. Im Verlauf des ersten Tages erfahren Müller und seine Kollegen, dass die Geisteswissenschaften nachhaltig eingekürzt werden sollen, am Ende des Romans wird Müllers Stelle gestrichen.

Kinder hat, vermittelt über den Protagonisten, die Innenperspektive mit Außenperspektiven auf die Universität kombiniert. Zwar ist alltagsbestimmend die häusliche Arbeit am Schreibtisch, von der es heißt, nur dort »bin ich Ich«, denn in »der Einsamkeit meiner Kirchenbilder lebe ich gegen alle«. Allerdings: Er »wäre aber nichts ohne mein Büro in der Universität, den prallen Schlüsselbund in der Hosentasche, meinen Chef, meine Hilfskraft.« (Kinder 1980: 39) Die Begegnungen innerhalb der Universität geben Anlass zu Charakterisierungen von Fachvertretern der skurrilen Art. Ein Beispiel:

»Der Verwaltungswissenschaftler trägt zweireihig, taubenblau und hinten doppelt geschlitzt; er läßt seinen gut geölten Aktenkoffer aufschnappen und speichert eine neue Kapazitätsberechnung ein, die schlüssig beweist, was das Ministerium nur politisch wünschte: gesundschrumpfen.« (ebd.:47 f.)

Etliche sitzen auf risikobehafteten, befristeten Stellen, andere nicht, weil sie »in rosigen Ausbaueiten hereingerutscht« (ebd.: 53) sind. Konkurrenz und Vorbehalte allenthalben. Die Studenten »sind still geworden«, »sie wollen glatt durchkommen« (ebd.: 62), sie gähnen, sind lustlos, und sie bringen sich »signifikant häufig« um (ebd.: 70). Von Professoren-Selbstmorden weiß der Roman auch zu berichten.

Nun ist Kinders Roman, und das unterscheidet ihn von den beiden anderen, nicht nur im Binnenraum der Universität angesiedelt. Der binnenperspektivisch dargestellte Wertverlust der Universität spiegelt sich in ihrer außenperspektivischen aggressiven Verachtung, ergänzt um verwaltungstechnischen Kahlschlag. »Schweinemut« auf allen Seiten. Beschrieben wird hier nicht nur ein Soziotop namens Universität, sondern ebenso die mentale und soziale Verfasstheit der Gesellschaft, in der sie existiert; man könnte auch sagen, Gesellschaft und Universität bilden eine Verachtungsgemeinschaft, wenn auch aus unterschiedlichen Gründen. Im Vergleich zu den soziologischen Analysen fällt die Kritik an der Universität hier nicht nur radikaler aus, sie ist auch ganz und gar frei von postulatorischen Aussagen oder projektierten Sollenskonzepten.

## Institution oder Organisation

Dass Bildung und Organisation miteinander verknüpft seien, ist den Klassikern der Soziologie wie Émile Durkheim, Theodor Geiger, Karl Mannheim oder Talcott Parsons ein recht fernliegender Gedanke gewesen (Rosenmund

2016: 29 ff.). Wenn, dann hatten Bildungsprozesse eine institutionelle Rahmung. Institutionen werden getragen von einer sie leitenden Idee, und wie sie sich dann im Einzelnen ausgestalten und gliedern, ist eine sekundäre Frage gegenüber dem ideellen Anspruch, dem sie sich verpflichtet sehen. Organisationen hingegen sind darauf ausgerichtet, ihre internen Steuerungsprozesse an Richtlinien wie Effizienz, der Rationalität ihrer Strukturen, der Bilanzierung von Maßnahmen und der Differenzierung von Zuständigkeiten zu messen und zu planen. Dafür benötigt man Verwaltung, aber keine Idee. Wollte man die Verwaltung einer Universität etwa der Verpflichtung auf die Suche nach Wahrheit unterstellen, wäre das allenfalls gut gemeint. 1992 stellt Niklas Luhmann fest: »Das Soziotop Universität hat gegen Institution und für Organisation optiert.« (Luhmann 1992a: 98) Dass die Effizienzorientierung der Organisation zur Steigerung regulativer Bürokratie führt, hat nicht nur Luhmann am Beispiel der Hürden für die Einstellung einer studentischen Hilfskraft gezeigt (Luhmann 1992b: 77), sondern auch Stefan Kühl in fast humoresk anmutenden Analysen der »ungewollten Nebenfolgen einer Hochschulreform« (Kühl 2012: 67 f.). Vergleichbar der Pflegeversicherung ist in der Folge mit verschiedenen Hilfsbedarfsstufen und mit Beratungsnotwendigkeiten zu rechnen, für die differenzierte Stabsstellen ihre Dienste leisten.

Die Verschiebung von Institution zu Organisation als internem Selbstverständnis der Universität bedeutet zum einen, dass das »unaufhebbare Technologiedefizit«, das mit Bildungsprozessen nun einmal verbunden ist, zur »Umcodierung der individuellen Verhaltensform ›Lernen‹ in ein organisatorisches Pendant« (Rosenmund 2016: 34 f.) an den Universitäten selbst nötig ist und dafür Begriffe, Maßeinheiten und administrative Regeln gefunden werden müssen. Diese Verschiebung hat aber auch Folgen für die soziologische Forschung über Universitäten. Die Organisationssoziologie verzeichnet hier nach der Einführung des New Public Management ein beachtliches »Wachstum des Forschungsfeldes« (Hasse 2016: 50).

Für den Soziologen Richard Münch handelt es sich bei der Umstellung von Institution auf Organisation um die »Kolonisierung des Bildungssystems durch die Ökonomie«, womit der »wissenschaftsinterne Wettbewerb um Priorität bzw. Qualität [...] durch den wissenschaftsexternen Kampf um Sichtbarkeit durch Evaluations- und Akkumulationserfolge« ersetzt wird (Münch 2011: 121, 379). Sobald Universitäten zu Unternehmen werden, ändert das auch die Spielregeln des akademischen Feldes. Wenn Bourdieu die Reputationsbedingungen der Universität in der Spannung zwischen wissenschaftlicher Autonomie und Machtstrukturen noch in ein vergleichsweise

stabiles, wenn auch seit den 1960er Jahren fragiler werdendes Feld von Positionskämpfen eingelagert gesehen hatte, kommt es, so Richard Münch, mit dem Marktmodell und der Bolognareform zu einer »Verschiebung der symbolischen Macht vom wissenschaftlichen zum universitären Kapital, vom Pol der Autonomie der Wissenschaft zum Pol ihrer Nutzung für weltliche Interessen«, was darauf hinausläuft, dass die »Barrieren gegen Einschränkungen der akademischen Freiheit abgebaut« werden (Münch 2011: 270).

### Annette Pehnt: Hier kommt Michelle

Pehnt schreibt über die Universität als Organisation. Der Roman erzählt von der Studentin Michelle, die ihr Deutsch- und Anglistikstudium an der Exzellenzuniversität Sommerstadt beginnt. Sie ist sehr bemüht, zwar nicht besonders akademisch veranlagt, aber pragmatisch; weiß, dass man offen für alles sein, aber auch planen muss, wobei der Stundenplan, den sie erhalten hat, ebenso hilft wie die Ordnung der zu absolvierenden Module und die Einführungswoche, in der alles noch einmal erklärt wird. Dort wird den »Frischlingen« auch erklärt,

»dass sie eine wissenschaftliche Neugier entwickeln müssen. Michelle weiß nicht genau, was damit gemeint ist. Vielleicht heißt es, dass sie neugierig auf die Wissenschaft sein sollen. Aber weil Michelle ja Deutsch kann und Englisch auch sehr gut, lässt sie das mal auf sich beruhen.« (Pehnt 2012: 26)

Diese naive, unterkomplexe Studentin wird zum Objekt einer bis ins Groteske gesteigerten satirischen Darstellungsweise, die wiederum von einer zweiten Instanz kommentiert wird. »Die Erzählstimme ist, wenn man mich fragt, durchgehend hämisch und herabsetzend.« (ebd.: 20) Überhaupt sei der Roman, so wird der Leser zu Beginn belehrt, »larmoyant, verbittert, arrogant, ungerecht und unpsychologisch, er enthält Stereotype, Versatzstücke, Gesellschaftskritik, Verhöhnungen, Polemik und ein negatives Weltbild. Ähnlichkeiten zu lebenden Personen sind beabsichtigt.« (ebd.: 11)

Mit einer virtuoson Erzähltechnik, die auch den Verdacht aufkommen lassen könnte, Michelle habe Teile des Romans, provoziert durch eine erfundene Schriftstellerin, selbst geschrieben, werden Alternativen für den erzählerischen Fortgang erwogen, was in die Entscheidung mündet, »den Sprung auf die Metaebene zu wagen, Hintergründe aufzuzeigen: denn auch Michelle ist, wie sie gerade beginnt zu ahnen, Spielball, Marionette, Produkt

der Verhältnisse, in diesem Fall: Produkt der Studienreformen« (ebd.: 73). Damit wird das Romanpersonal beachtlich erweitert: um den Rektor, seinen Pressesprecher, ehemals Germanist, den Personalchef Birkner mit dem Aufgabenbereich Stellenkürzung, die befristete Anglistin Heike Blum, den Kelnologen, der trotz Drittmittleinwerbung abgeschafft wird, um die »Bolognagewinner und Exzellenzstreber« mit ihrer »eigenen Elitemensa«, den Psychologen, der weiß, »wie man sich selbst programmieren kann«, den Mittelbau, der unter der Last von Textmengen und Anträgen leidet, den emeritierten gütigen alten Professor, der natürlich den alten Studiengängen nachtrauert, aber in der Empörung über die neuen »keinen Sinn« sieht, den Juniorprofessor, der seine Karriere gemacht sieht, bis hin zum »Zentrum für Schlüsselkompetenzen« und der Gleichstellungsbeauftragten (ebd.: 86, 98, 49). Sie alle sind Figuren einer Satire, in der die Universität den Charakter eines maschinell funktionierenden Gehäuses hat; die Überschriften der einzelnen Kapitel lauten mit dem aus dem Maschinenbau entlehnten Begriff jeweils »Moduk, nummeriert von eins bis vier. Der Plan, die Modularisierung zu vervollkommen durch »Standardisierungsstrategien« und die, so der Rektor, »nur noch bei den Studierenden« vorhandene »Heterogenität« durch »eine Normierungsapparatur für Studierende« abzuschaffen (ebd.: 133), fordert den studentischen Widerstand heraus, schließlich brennt die Universität. Das ist, »ahnt Michelle auf einmal, ein ganz großes Fest, vielleicht das größte, das sie in ihrem Leben feiern wird«, und aus dem Fenster des Zimmers des Emeritus, bei dem sie Hilfskraft geworden war, »schaut [sie] andächtig hinaus auf die brennende Universität Sommerstadt« – ohne die Feuerwehr zu rufen (ebd.: 139).

## Humboldt

Es ist wenig erstaunlich, dass neben den kritischen beziehungsweise affirmativen organisationalen Analysen Bestrebungen zur Revitalisierung einer institutionellen Idee in Diskursen mit Humboldt-Referenzen zu finden sind. Sie kommen zunächst dort ins Spiel, wo es um die Kritik an einer utilitaristischen Auffassung von den Aufgaben der Universität geht (Bollenbeck, Saadhoff 2007).

Bemerkenswerterweise trifft man auf Humboldt aber nicht nur dort, wo die Klagen über eine durch Reformen zerstörte, eine »ungeliebte Universität« (Hörisch 2006) laut werden, sondern auch dort, wo man sich bemüht, die neuen Lernfabriken humboldtianisch zu unterfüttern, diskursiv aufzuhübschen, könnte man auch sagen. Auf das apodiktische Urteil: »Der Humboldt der Sonntagsreden ist ein Popanz« (Alt 2021: 78) folgt eine Explikation, die auf die Humboldtschen Prinzipien: Einheit von Forschung und Lehre, Einsamkeit, Freiheit, Zusammenwirken, Autonomie und Persönlichkeitsentwicklung rekurriert, um festzustellen: »Die Diagnose vom Fortdauern Humboldtscher Ideen gilt für die programmatische Makroebene ebenso wie für die praktische Mikroebene der Universität.« Diese Ideen werden als »Funktion im Kontext heutiger Universität« verstanden, so der sich an Luhmann orientierende, derzeitige HRK-Präsident Peter-André Alt (ebd.: 85, 89). Die Trennung von Wissenschaft auf der einen, Organisation und Management auf der anderen Seite fällt hier fort, beide Seiten entsprechen sich in den »operativen Verfahren, die beide Systeme einsetzen« (ebd.: 259). Während im ersten Fall der Humboldt-Referenzen die Bezüge zwischen Universität und Gesellschaft im Zentrum stehen, werden im zweiten den organisationalen Steuerungsprozessen selbst Funktionen Humboldtscher Provenienz zugeschrieben, was eine Umstellung von »Idee« auf »Funktion« bedeutet.

Möglicherweise lässt sich der Kampf um die Beanspruchung, Neudeutung oder Beerbung von Humboldt in einer mit technisch-bürokratischem Vokabular erfassten universitären Organisation mit einem latenten Defizitbewusstsein erklären. Hans-Paul Bahrtdt hat darauf aufmerksam gemacht, dass es – nach dem Ende des Bildungsbürgertums und der Verdünnung von Bildung zum beliebig nutzbaren Statussymbol – im Fall der anwachsenden technischen Intelligenz »nicht zu einer Herausbildung eines Kollektivbewusstseins, das zugleich Gesellschaft neu interpretiert«, gekommen ist (Bahrtdt 1996: 259). Woher sollte man eine Idee der Universität nehmen, außer zum Ausgleich des Defizits in fremden, außer-technischen Gärten zu wildern, um der neuen Universität Geist zu applizieren?

## Mithu Sanyal: Identitti

Der dritte Roman unterscheidet sich von den beiden anderen darin, dass hier nicht mehr die internen Verfasstheiten der Universität und die hochschulpolitischen Entscheidungen mit ihren Folgen für Lehre und Forschung Gegenstand sind, sondern eine bis zur Persönlichkeitsbildung reichende, spezifische gesellschaftspolitische Bedeutung von Wissenschaft. Mithu Sanyals Roman »Identitti« von 2021 situiert die Handlung an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf, wo es den Studiengang »Intercultural Studies und Postkoloniale Theorie« gibt, verantwortet von der Professorin namens Saraswati, bei den Studenten ebenso geschätzt wie international renommiert. »Saraswati ist Pop«, Bücher von ihr tragen Titel wie »Decolonize your soul« oder »PopPostKolonialismus« (Sanyal 2021:19). Die Studentin Nivedita, die unter dem Namen »Identitti« einen eigenen Blog in Sachen *gender* und *race* betreibt, bildet mit den anderen, überwiegend weiblichen Studenten die Personnage, die Saraswatis Seminare besucht und sich in intensiven Diskussionen mit ihr befindet. Weil Saraswati eine *PoC* verkörpert, eine *people of colour* in diesem Fall mit indischem Look, gewinnen ihre Seminare und wissenschaftlichen Arbeiten eine existenziell unterfütterte Authentizität, und sie wird zum »Rollenmodell« insbesondere für Nivedita mit ihrem indischem Vater. Diese onto-biologische Basis der Legitimität von Aussagen bricht mit der Erkenntnis weg, dass Saraswati weiß ist – also *blackfacing* betrieben hatte.<sup>1</sup>

Der vierhundertseitige Roman kennt keine weitere wesentliche Handlung, sondern entfaltet, verbunden mit Rückblicken auf Seminarsitzungen und Kommentaren zu wissenschaftlicher Literatur, den Streit und die Debatten um die Berechtigung, sich eine andere rassische Zugehörigkeit zuzulegen, und um die Frage, ob der Geltungsanspruch von Wissenschaft an Träger gebunden ist, die eine bestimmte soziale Gruppe auch leibhaftig verkörpern. Während die Professorin darauf besteht, dass angesichts der Wählbarkeit des Geschlechts auch »die Grenzen von *race* zu öffnen« seien, wird ihr von ihren Studenten vorgeworfen, es sei »unsere Haut, die du dir aneignest! Unsere Geschichte!«, womit wiederum – so ein Konterargument – »Nicht-Weißsein kulturelles Kapital geworden« und dies ein Zeichen für den

---

<sup>1</sup> Sanyal bezieht sich hier, wie sie im Nachwort schreibt, auf den realen Fall von Rachel Dolezal, die sich in den USA für die Farbigen engagierte – eine Weiße, die sich als Schwarze ausgegeben hatte. »Viele der Reaktionen auf Saraswati basieren auf tatsächlichen Zitaten zu Rachel Dolezal, die ich als Tweets in die Handlung eingeflochten habe.« (Sanyal 2021: 422)

Erfolg der Critical Race Studies sei (Sanyal 2021: 234, 237, 305). Als wiederkehrendes Muster in den Auseinandersetzungen um dieses »doing race« schält sich heraus, dass der Rassismusrwurf wie eine Münze benutzbar ist, mit der gezahlt und heimgezahlt werden kann – von Mithu Sanyal nicht ohne eine beachtliche Portion Ironie geschildert.

Sanyals politischer Universitätsroman mit der Verbindung von Forschung und Lehre, der Intensität der gemeinsamen Diskussionen und der Bedeutung von Bildung für die Persönlichkeitsentwicklung erinnert an die humboldtianischen Ideale. Aber abgesehen von der ironischen Brechung im Modus der Darstellung liegt ein wesentlicher Unterschied darin, dass zum alten bürgerlichen Bildungsideal ein allgemeiner Geltungsanspruch gehörte und die Partizipation an Bildung die Emanzipation von der Bindung an soziale Herkunft ermöglichte. Anders in diesem Roman, in dem die universitären Bildungsprozesse an soziale Herkunft und vor allem an die geradezu existentielle Beschaffenheit besonderer Körper gebunden sind und eben dies die Gegenstände der Wissenschaft und Debatten in ihrer Relevanz für eine spezifische soziale Gruppe bestimmt.

## Fazit

Nimmt man die soziologische und die literarische Universität vergleichend in den Blick, so fällt eine Reihe thematischer Gemeinsamkeiten auf. Aber die literarisierte Universität unterscheidet sich von soziologischen Zugriffsweisen deutlich – eine Abweichung, die gar nicht auf der Ebene der thematischen Facetten des Gegenstandes zu suchen, sondern eine Angelegenheit der Darstellung, der Art und Weise ist, wie etwas vorgeführt wird.

Im Unterschied zum »Homo academicus, diesem Klassifizierer unter den Klassifizierenden« (Bourdieu 1992: 13), erscheint die Welt des literarischen Homo academicus im Lichte der von den Protagonisten der Romane erfahrenen Irritation und Destabilisierung dessen, was von der Universität erwartet wurde. Hier stimmt etwas nicht mehr, Vorstellungen werden brüchig, Illusionen zerbröseln. Diese Irritation verdankt sich nicht dem, was die literarischen Werke an Wissen über die Universitäten auf ihrer thematischen Ebene vermitteln – das unterscheidet sich eben nicht besonders von der Soziologie –, sie verdankt sich stattdessen dem besonderen Können von Lite-

ratur, also einer Angelegenheit der Form, die in der Modalität ihres Aussagens gründet. Ins literarische Spiel kommt eine Doppelbödigkeit von Sprache und Handlungen, die den Gegenstand Universität für eine Art Meta-reflexion öffnet, so dass die bisherige eigene Lage und die Weltdefinition in Sachen Universität durch irritierte Erfahrung neu angeschaut werden können. Konkret bezogen auf die drei Romane heißt das, der Modus des Aussagens, man könnte auch sagen des Stils, lässt sich mit den beiden Polen des Tragischen und des Komödiantischen bestimmen. Geradezu klassisch schildert Kinder den unverschuldeten Untergang seines Protagonisten angesichts übermächtiger Gewalten, die alle besten Absichten zunichtemachen. Die komödische Seite, verbunden mit Ironie, findet sich in Pehnts Roman über die gedoppelte Lenkung von Studenten und organisationaler Hochschule ebenso wie in Sanyals »Identitti« über die an- und absichtsvolle Neuformierung Studiengang gestützter Bildungsprozesse. Die Komödie spielt, anders als die Tragödie, den Verhältnissen ihre eigene Melodie vor, weshalb sie auch als Verarbeitungsform der Tragödie zu verstehen ist, als literarische Form der Emanzipation von der Gewalt im Horizont des Tragischen. Im Blick auf die Tragödie der Universität fehlt deren Aufhebung in der Komödie gegenwärtig sowohl soziologisch wie real hochschulpolitisch – das scheint vorerst nur literarisch zu haben zu sein.

## Literatur

- Alt, Peter-André 2021: *Exzellent!? Zur Lage der deutschen Universität*. München: Beck.
- Bahrtdt, Hans-Paul 1996: *Literarische Bildung und technische Intelligenz*. In Hans-Paul Bahrtdt, *Himmlische Planungsfehler. Essays zu Kultur und Gesellschaft*. München: Beck, 247–261.
- Bollenbeck, Georg / Saadhoff, Jens 2007: *Humboldts Tod. Über die Effekte der Hochschulreform*. In Georg Bollenbeck / Waltraud »Wara« Wende (Hg.), *Der Bologna-Prozess und die Veränderung der Hochschullandschaft*. Heidelberg: Synchron, 11–30.
- Bourdieu, Pierre 1992: *Homo academicus*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Edding, Friedrich 1967: *Die Hochschulen im Wachsen der Wirtschaft*. In Oskar Anweiler (Mitwirkender), *Universität und Demokratie. Universitätstage 1967*. Berlin: de Gruyter, 80–94.

- Hasse, Raimund 2016: Organisationssoziologische Bildungsanalysen. Eine Situationseinschätzung. In Regula Julia Leemann / Christian Imdorf / Justin J.W. Powell / Michael Sertl (Hg.), *Die Organisation von Bildung. Soziologische Analysen zu Schule, Berufsbildung, Hochschule und Weiterbildung*. Weinheim, Basel: Beltz, 47–67.
- Hörisch, Jochen 2006: *Die ungeliebte Universität. Rettet die Alma mater*. München, Wien: Hanser.
- Kinder, Hermann 1980: *Vom Schweinemut der Zeit. Ein Erziehungsroman*. Zürich: Diogenes.
- Kühl, Stefan 2012: *Der Sudoku-Effekt. Hochschulen im Teufelskreis der Bürokratie. Eine Streitschrift*. Bielefeld: transcript.
- Luhmann, Niklas 1992a: Die Universität als organisierte Institution. In Niklas Luhmann, *Universität als Milieu*. Bielefeld: Haux, 90–99.
- Luhmann, Niklas 1992b: Zwei Quellen der Bürokratisierung in Hochschulen. In Niklas Luhmann, *Universität als Milieu*. Bielefeld: Haux, 74–79.
- Münch, Richard 2011: *Der akademische Kapitalismus. Zur Politischen Ökonomie der Hochschulreform*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Pehnt, Annette 2012: *Hier kommt Michelle. Ein Campusroman*. München, Zürich: Piper.
- Rosenmund, Moritz 2016: Auch oder nur durch Schule? Organisation von Bildung aus soziologischer Sicht. In Regula Julia Leemann / Christian Imdorf / Justin J.W. Powell / Michael Sertl (Hg.), *Die Organisation von Bildung. Soziologische Analysen zu Schule, Berufsbildung, Hochschule und Weiterbildung*. Weinheim, Basel: Beltz, 26–46.
- Sanyal, Mithu 2021: *Identitti*. München: Hanser.